

Michael Schneider

Das Geheimnis der Menschwerdung in der Deutung von Konrad Weiß (1880-1940)

(Radio Horeb: 6. Oktober 2010)

Das Leben von Konrad Weiß (1880-1940) verlief eher unspektakulär. Zeitlebens war er Kunstkritiker an den »Münchener Neuesten Nachrichten«, nachdem man ihn 1920 aus der Mitarbeit an der Zeitschrift »Hochland« fortgeschickt hatte, da er nach Aussage des Chefredakteurs erst einmal die deutsche Sprache studieren sollte. In der letzten Zeit seines Lebens, das sechs Jahrzehnte währte, erkrankte er schwer an einem schmerzvollen Rheuma und stirbt am 4. Januar 1940 in seiner Münchener Wohnung. Seinen ersten Gedichtband veröffentlicht Konrad Weiß 1918, also mit 38 Jahren. Über die Zeit davor wissen wir kaum etwas. Allerdings sind Studienhefte aus den Jahren 1909 bis 1915 und Tagebücher aus den Jahren 1914 bis 1919/20 erhalten. In diesen finden sich keine einzelnen Begebenheiten notiert, sondern Erwägungen zu inneren und äußeren Erlebnissen; vor allem handelt es sich um die Erfahrung des Dunkels und der Ferne Gottes. Auf einzigartige Weise beschreibt der schwäbische Schriftsteller - besonders in seinen Gedichten - das Geschenk der in Christus erlösten und geheilten Kreatürlichkeit, die den Menschen befähigt, in seinem Leben dem Herrn »irdisch« zu entsprechen und alles Erdhafte in seine Beziehung zu Christus hineinzunehmen. Was damit gemeint ist, hat Konrad Weiß in seinem Gedichtzyklus »Wettlauf des Knechtes mit Gott, mit der Erde und dem Menschen«¹ meisterhaft in die Sprache gebracht. Als das Geschöpf im »Wettlauf« mit seinem Schöpfer zu sehr damit beschäftigt ist, »himmlisch« sein zu wollen, hält Gott es an und ruft ihm zu:

Irdisch hab' ich dich gewollt!

Wer vom Himmel träumt oder »vollkommener« sein möchte: eindeutiger, friedvoller, froher und entschiedener, steht in der Gefahr, den Boden unter den Füßen und schließlich sogar Gott selbst zu verlieren. Nicht im Himmel, auf der Erde will Gott seinem Geschöpf begegnen. Der Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf muß vom Menschen eingehalten, aber als solcher »verwandelt« werden: Irdisch hat der Knecht seinen Herrn zu suchen und zu finden. Leben, Glaube, Liturgie, Gebet und Studium der Heiligen Schrift haben das eine Ziel, daß der Mensch geerdet wird und erdverbunden, eben »irdisch« lebt, um so seinem Gott zu dienen, der selbst diese Erde geliebt, auf ihr gelebt und für sie gestorben und auferstanden ist.

Für den Glauben an den eingeborenen Menschensohn, der Fleisch angenommen, »in allem uns gleich, außer der Sünde«, gilt unverzichtbar das Theologumenon: »Der Leib ist das Ende der Werke

¹ K. Weiß, Dichtungen und Schriften. Erster Band: Gedichte 1914-1939, München 1961, 134 (1. Strophe).

Gottes«², und ohne den Leib gibt es keinen Glauben. Leibhaft sollen die Gläubigen, so Bonaventura, »durch ihr Tun sichtbar werden lassen, daß sie durch den Glauben zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt sind«³; dann wird ihnen leibhaftig zuteil, was die Jünger auf dem Berg Tabor in der verklärten Gestalt des Erlösers schauen durften.

Grundlage eines solchen Verständnisses von Glaube und Leben ist vor allem die Menschwerdung des Gottessohnes in der Fülle der Zeit. Die besondere Aussage der Mysterien des Lebens Jesu liegt darin, daß in ihnen irdisches Dasein wahrhaft theologisch in der konkreten Biographie des Menschensohnes verortet ist: In den einzelnen Mysterien des irdischen Lebens Jesu wird das Mysterium des inkarnierten Logos, aber auch des Menschen und seiner Geschichte gleichsam »faßbar«. Aufgrund der universalen Bedeutung dieses Geschehens darf die Offenbarung in Christus als das einzig wahre und »historische« Ereignis der Geschichte bezeichnet werden, in ihm zeigt sich der Sinngrund der Welt und der Menschheit. Wer an den in der Geschichte eingeborenen Gottessohn glaubt, wird seine eigene Existenz in die Beziehung und Abfolge jener Ereignisse zu stellen haben, wie sie sich im Leben Jesu ereigneten und wie sie heute noch in der Liturgie gegenwärtig sind; in ihr werden die Gläubigen auf derart unmittelbare Weise in die Heilsmysterien des Glaubens eingeführt, daß sie unmittelbar ihr Leben hineingenommen und verwandelt erfahren in die Existenz Christi.

Das Verständnis der Inkarnation, wie wir es bei Konrad Weiß antreffen, kann mit Recht als eigenständig bezeichnet werden, gerade auch mit Blick auf die damalige Schultheologie, die er selbst studiert hatte. Man sprach damals von einer Gottebenbildlichkeit des Menschen in den Gaben und Anlagen seiner Geistnatur; nicht in seiner natürlichen Natur (in naturalibus), wohl aber in seiner komplexen Geistnatur zeige sich, daß er nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sei. Ganz anders Konrad Weiß, er legt dar, daß der Mensch in der Geschichte, mit all ihrer Brechung und Teilung, zum Erben jenes neuen Lebens geworden ist, das ihm Christus durch seine Menschwerdung erschlossen hat. Es werden nur wenige Dichter und Schriftsteller in Deutschland zu nennen sein, die so eindeutig wie Konrad Weiß den durch Christus und seine Menschwerdung in die geschaffene Welt gekommenen neuen Sinn und die mit ihm einsetzende Verwandlung in der Geschichte eigens hervorgehoben haben. In kaum einer anderen Dichtung findet sich eine derartige Identifikation des Menschen mit dem Schicksal und Wesen des Menschensohnes, und so vermag Konrad Weiß mit seinem Ansatz auch den Theologen in seinem Nachdenken über die Inkarnation herauszufordern und anzuregen.

² So F.C. Oetinger, *Biblisches Wörterbuch*. Stuttgart 1849, 315: »Leiblichkeit ist das Ende der Werke Gottes, wie aus der Stadt Gottes, Offenb. 20, klar erhellet.«

³ Vgl. W. Dettloff, *Die Geistigkeit des hl. Franziskus*, in: *WW* 19 (1956) 197-211, hier 205.

I. Schwere des Lebens

Konrad Weiß gehört zu jenen seltenen Menschen, die es in ihrem Glaubenleben vermocht haben, ihr Dasein so anzunehmen, wie sie es in Wirklichkeit erfahren: beladen mit der Last des irdischen Daseins und der verrinnenden Zeit, gebrochen im Duktus, zerfurcht mit der Spur des Leidens und der eigenen Wunde. Der Dichter verzichtet bewußt darauf, sein Leben beschönigen oder retuschieren zu wollen, er weicht ihm nicht aus oder flieht zu den Oberflächlichkeiten oder leidbetäubenden Randzonen irdischen Daseins, sondern stellt sich dem, was er für sich als seinen Weg und seinen Auftrag erkennt: Erstes Zeichen hierfür ist sein Austritt aus dem Priesterseminar in Tübingen und schließlich sein Weggang von der Zeitschrift »Hochland«.

Das Leben, so die Erfahrung von Konrad Weiß, gehorcht nicht den Gesetzen berechnender Vernunft und Vernünftigkeit, es gerät immer wieder in die »Brechung« und »Teilung«. Das alltägliche Leben bricht nur zu oft die »Stufenfolge« des gutbürgerlichen »Gehirns«, aber auch theologischer Plausibilität. Statt die Krisen und Wendungen im Leben des Menschen mit dem Verstand einholen zu können, bleibt eher ein Erstaunen des Verstandes zurück. Ebenso bewußt und entschieden wendet sich Konrad Weiß ab vom »babylonischen Turm« des bürgerlichen ausgehenden 19. Jahrhunderts, der damals einzufallen begann«, und ebenso vom liberalen Idealismus, der für Konrad Weiß nur eine politisch neutrale, human optimistische Spannungslosigkeit oder gar schriftstellerische Vergnügung darstellt. Er selbst sieht sich woanders hingestellt, nämlich unter dem »Joch« seines irdischen Daseins, und er trägt es so, wie es ist bzw. wie er es notvoll in seiner »Brechung« erfährt.

1. Brechung

Statt all das, was er schmerzvoll durchleiden muß, nachträglich begrifflich und »vernünftig« zu »systematisieren«, beläßt es Konrad Weiß in seinem Mangel und seiner Unfertigkeit. Vieles bleibt offen - »auf dem Wege«. Was ihn bewegt, faßt er am 29. September 1915 in folgende Worte:

Es drängt sich mir bei Betrachtung der angesammelten Gedanken und unvollendeten Werke eine fast frevelhaft gegen die Unendlichkeit scheinende Lebensregel auf: Man darf nichts größer werden lassen als man selber in seiner Zeit gerade ist (solange es die Beziehung seiner Natur zur Geschichte betrifft)...⁴

⁴ Konrad Weiß, Kriegsbuch, Heft III, 69; zit. nach L. Verbeeck, Konrad Weiß. Weltbild und Dichtung, Tübingen 1970, 13. - Die Studienhefte aus den Jahren 1909 bis 1915 und die Tagebücher aus den Jahren 1914 bis 1919/20 sind neben anderen, bisher unveröffentlicht gebliebenen Aufzeichnungen erhalten; sie wurden von Freunden des Dichters gesammelt und wurden von mir für diese Veröffentlichung vollständig gelesen; die einzelnen Bände werden mit römischen Ziffern notiert, die Seitenzahlen mit arabischen. - Kurz ein Wort zur Sekundärliteratur. Für die vorliegende Studie besonders hilfreich erwiesen sich die Studien: L. Verbeeck, Weltbild und Dichtung. Eine Untersuchung nach dem inneren Zusammenhang der ersten Schaffensperiode 1909-1920, Tübingen 1970; und: C.F. Müller, Konrad Weiss. Dichter und Denker des Geschichtlichen Gethsemane, Fribourg 1965. - Die Studie von H.P. Holl (Bild und Wort. Studien zu Konrad Weiss, Berlin 1979) irritiert aufgrund zahlreicher überraschender Auswertun-

Der Mensch kann der Not seines Lebens nicht ausweichen, denn das Gesetz seiner »Natur« steht unter dem Joch der »Geschichte«. So hat der Menschen in seinem Leben jene »Schwere«, wie Konrad Weiß sie bezeichnet, geduldig anzunehmen und zu tragen, auch wenn ihn die Angst vor dem Leben und dem damit gestellten Auftrag einzuholen droht:

Bei Rückblick in unentschiedene Zeit immer den Glauben gerne festhalten, daß der Lebensweg zwar nicht recht, aber doch richtig, wohlgewichtig sei, und es gerne haben, daß man mit der rückschauenden Spannung beladen bleibt, sich nicht frei machen können, es fast lieb haben, daß man im Elend war und ein Elender bleiben muß. Diese Art von Entäußerung des guten Lebens.⁵

Der Mensch kann das Gesetz seiner »Natur« nicht »rein« bewahren, indem er sich aus der Erfahrung der Geschichte zurückzieht und den »status quo« wahren will; er muß vielmehr lernen, seinen Lebensweg lieb haben zu dürfen, selbst wenn vieles »unvollkommen« und nicht »recht« verläuft; er wird er der »richtige« bleiben, weil unter dem Gesetz der »Belastung« geschehen, doch in zuversichtlichem Erwarten und Vertrauen auf eine ersehnte Vollendung:

Gerade der Sündigste vertritt in Erkennen und kritischem Wollen das Vollkommenste, ist nie mit dem zeitlichen Zustand zufrieden, sondern will aus Kritik zum Vollkommensten die nächste Stufe der unvollkommenen Tat nicht betreten, die falsche, weil tatlose Vollkommenheitssucht, nicht 'suchet zuerst das Reich Gottes', sondern 'seid vollkommen' schon vor aller Belastung, 'das Übrige' auch zugegeben, aber hier eine andere Art von Faulheit und kein zuversichtliches Erwarten, sondern ein Abhalten und status quo und retrospektives Verhalten.⁶

Konrad Weiß beschreibt es als »Faulheit«, wenn man sich nicht in das Leben gestellt sehen will und sich lieber in eine »abstrakte« bzw. »ästhetische« Existenz zurückzieht, um nur ja aller Tragik zu entkommen:

Es ist eine geschichtliche Schuld, wenn Denken zu abstrakt wird, nicht mehr dramatisch [...] Belastung mit Geschichte wird notwendig. Fauler Knecht hat nie die wahre Belastung mit Geschichte in innere, sondern nur in äußere Begrenzung auf sich genommen.⁷

Doch selbst wenn Konrad Weiß bekennt, daß er immer wieder der Versuchung begegnet, sein Le-

gen, gleiches gilt für die neuere Studie L. Wachinger, Konrad Weiß (1880-1940) - ein vergessener Dichter?, in: StdZ 228 (2010) 570-573; siehe zu den folgenden Ausführungen auch ausführlich M. Schneider, Konrad Weiß (1880-1940). Zum schöpferischen und geschichtstheologischen Ansatz des schwäbischen Dichters, Köln 2007. - Eine Auswahl der Gedichte ist derzeit nur noch einzusehen in K. Weiß, Eines Morgens Schnee. Gedichte. Ausgewählt von N. Hummelt, München 2005.

⁵ K. Weiß, Studienbuch VII (um 1912/15). Notizen (XII,14).

⁶ Ebd. (XII,16).

⁷ Ebd. (XII,17).

ben nicht in die Hand zu nehmen, um ihm auszuweichen, handelt es sich hierbei keineswegs um eine Art Bequemlichkeit. Sein Zögern erklärt sich aus dem ahnenden Wissen um die Verpflichtung und Verantwortung, die ihm mit dem »Talent« seines Lebens gegeben ist. Am 14. August 1916 schreibt er:

*Immer noch die Angst, durch Tun zu zeitlich an einem gegeben zufälligen Dinge anzugreifen, sich zu beengen und die mögliche Größe der Erfahrung, Umfang und Lebensform zu beschränken. Diese Ängstlichkeit, die schon als frühester Gedanke bei mir war, etwas nicht mehr mitfassen zu können.*⁸

Die Verpflichtung des Lebens bedeutet mehr, als bloß in das Leben einzugreifen und es in die Hand zu nehmen, es gilt, das eigene Gesetz des Wachsens und Reifens zu finden und ihm treu zu bleiben.

2. Wachsen in Schuld

Was immer der Mensch in seinem Leben ergreift, darf nie aus der Selbstherrlichkeit eines »Könens« kommen; es muß Antwort sein auf das letzte *Geheimnis*, das in jedem menschlichen Leben waltet, welches der Mensch aber nicht zu Händen hat, denn es wird sich ihm nur nach und nach erschließen:

*Erfahrung, daß keiner sich selber einholen kann und auch sein Nächster kann ihn nicht einholen.*⁹

Kein Mensch kann den Bauplan des eigenen Lebens und seiner selbst als »Ideal« konzipieren und gleichsam vorwegnehmen. Die Welt der Jugend ist »verdienstlos«, da sie der Spannung von Sünde und Erlösung noch enthoben ist, so daß sie sich kaum hineingenommen erfährt in die bewußte Teilnahme an der Heilswendung; sobald aber die Schuld im eigenen Leben erkannt wird, wächst im gleichen Maß das bewußte Wissen um die Verantwortung für das eigene Tun und Leben. Sobald der Glanz reiner Ursprünglichkeit verlorengegangen ist, wird ein wirkliches Verständnis des eigenen Daseins und eine tiefere Begegnung mit der Realität möglich. Durch den bewußten und entschlossenen Eintritt in die endliche Wirklichkeit erkennt der Mensch, daß alle Wahrheit »erdhaft« ist und bleibt. Schließlich heißt es sogar:

⁸ K. Weiß, Kriegsbuch, Heft V, 36; zit. nach L. Verbeeck, Konrad Weiß, 21.

⁹ K. Weiß, Das Ordensbuch (V,9).

*Schrecklich ist es, zu erfahren, daß der Mensch 'organisch' selbst durch Schuld wachsen muß, und doch groß sein kann...*¹⁰

Selbst seine Tugend bzw. Tugendhaftigkeit muß der Mensch »sich durch Gottes Vollkommenheit demütig erst ergänzen lassen«, sobald er sich in die »Eigenschaft und Form zeitlich und geschichtlich« hineinbegibt:

*Auch die Tugend ist keine außer in dem verwirklichten Menschen.*¹¹

Konrad Weiß mußte erkennen, daß ihm kein anderer Ausweg bleibt, als sein Dasein als »passive Passion« zu ergreifen und zu leben, denn - so lautet seine fast rhetorisch formulierte Frage: »Wie kann man *Gott zuvorkommen?*«¹² In dieser Zeit der inneren Krise wie auch ihrer Überwindung wendet sich Konrad Weiß bewußt der Lyrik zu.

3. Letzter Rest

Schon in der Begegnung mit einer Krähe und einem Spatzen zeigt sich dem Dichter ein tiefer Hintergrund und eine verborgene Weisheit: Die Welt ist Gleichnis eines umfassenden Sinnes: »das Ganze lebt aus den Teilen«, jenseits einer »idealen« Ganzheit. Die Geschichte »bricht« alles Irdische in seine Teile, doch in den »Frakturen« und »Fragmenten« wird das wahrhaft Lebendige sichtbar, das mehr ist als eine »Idee«. Dann lernt der Mensch in und aus den leidvollen Erfahrungen der äußeren Wirklichkeit, die geistigen Tiefenschichten seines Lebens zu erfassen. Im Umgang mit den Dingen des Lebens und der Natur wird sich ihm zunehmend seine eigene innere Wirklichkeit und Befindlichkeit erschließen, bis er bereit ist, sich in den eigenen inneren Kern führen zu lassen. »Auf diesem Wege« des Wachsens und Reifens werden in ihm immer wieder Erfahrungen von notvoller Ohnmacht und heftigem Leiden aufbrechen, gepeinigt von unbändigem Sehnsuchtsverlangen. Im Geheimnis der Kreatur verharrt ein letzter Rest, es bleibt ihr ein Schweigen, das sich nicht begrifflich ausdrücken läßt, es scheint sich in Unaussprechbares zurückzuziehen. In seinem letzten Gedicht »Eines Morgens Schnee« vom 30. Oktober 1939 bekennt Konrad Weiß von sich wie aus der Rückschau auf sein Leben:

Es ist kein Trost...

*Das Land scheint dir so weit und ganz zerbrochen,
die weißen Berge gleich dem schweren Rest*

¹⁰ K. Weiß, Tagebuch 16. Juli bis 15. September 1916, hier 8. 9. 1916 (VII,49).

¹¹ Ebd., 2.

¹² K. Weiß, Kriegsbuch, Heft I, 18; zit. nach L. Verbeeck, Konrad Weiß, 22.

*von einem Himmel, den du nie besprochen,
und der, je mehr du sprichst, dich werden läßt
gleich einer Spur, die sich aus ihm verlor,
und die du kennst, wenn dir im Herzen fror.*

*So geh nun fort, und was umsonst bestritten,
du Tag und Nacht, was schon um Licht verdorrt,
was du gelebt, was du dir selbst inmitten
gelöst, du Mensch, im stets zerbrochnen Wort,
auf dunkler Spur mit unhörbaren Schritten
gewinnt die Zeit ihr Licht, geh mit ihr fort,*

*noch blüht zur stillen Nacht die Spur so frisch
wie alle Ernte auf dem Ladentisch.¹³*

In diesem Gedicht bringt Konrad Weiß eine Grunderfahrung seines Lebens zum Ausdruck. Zunächst das Geschenk des Schnees, die Gabe der Nacht, etwas unschuldig »Weißes«, noch unberührt vom Zugriff des Tages. Doch der Mensch gräbt seine »Spur« in die reine Natur, wie »von einem Himmel« beauftragt, »der, je mehr du sprichst, dich werden läßt gleich einer Spur, die sich aus ihm verlor«. Obwohl der erdbeladene Mensch nur »im stets zerbrochnen Wort« und einzig »auf dunkler Spur« voranschreitet, setzt er voller Vertrauen auf den »Himmel« diesen Weg fort, denn »mit unhörbaren Schritten gewinnt die Zeit ihr Licht« und bahnt den Weg weiter. Der Mensch bleibt »auf dem Wege«.

4. Auf dem Wege

Niemals wird es einem Menschen vergönnt sein, den metaphysischen »Mangel« seines Daseins zu beheben, um gleichsam leidenthoben und unverletzt leben zu können. Was in ihm während seiner Studienzeit vorging, hat Konrad Weiß in einem Gedicht niedergelegt. In ihm beschreibt er, wie er selbst in die Gefahr geriet, alles abstrakt einholen zu wollen, bis er einsah, daß er nur auf den »Stufen von Natur« weiterkommt, auch wenn »die Nacht wird groß«. Das Gedicht lautet:

Noch mehr

*Ich las, daß aus dem dunklen Trieb
zum Lebenswert,*

¹³ K. Weiß, Gedichte. Zweiter Teil, München 1949, 220.

*von hier, wo leibhaft noch die Seele blieb,
das Sein, in reinen Geist gekehrt,
sich hebt und schwebt, bis endlich gleich
dem Gottgefühl ein heiliger Bereich
sich rings um diese Seele wehrt und klärt.
Und so sei durch die Menschheit ein Gebot
der Stufen von Natur zu Gott.*

*Dann sah ich auf der Straße, wie ein Pferd
so für sich steht,
die Beine sonderbarlich eingedreht,
den Leib wie eine Tonne faul
darauf gelegt und sein genießend Maul
zufrieden fast, doch sinnlos arm,
so sieht es aus, und dies Geschöpf ist warm,
das nichts und selbst nicht sich besitzt,
das treu nun hin zum Herrn die Ohren spitzt.*

*Dann dachte ich - so ist der Geist nicht, daß
er seine Stufen wähle, Herr und Maß -
an eine Henne; wohl war ich verführt
von dem Gefühl, wenn man ihr Federkleid berührt
und es ist kalt, man spürt das magre Bein
darunter und wie eng erwarmt,
fast heiß im Flaum und angezehrt,
ein Leben sich um Leben wehrt,
daß es den Finger fast erbarmt.*

*Und weiter fiel mir eine Mutter ein,
sie sorgt und schafft, und was sie tut,
nichts kommt dem eignen Sein zugut;
sie weiß es, so wie es das Tier
nicht weiß, daß sie erhaltend nur,
ein blindes Werkzeug schier,
gebraucht wird auf des Herren Spur.*

*Hier wird Geschöpf sein selbst Gewicht -
Ratschluß von Anbeginn und Kreatur.
Und tiefer gründend als der Sinn*

*der Menschheit geht ein Blutstrom hin,
ein einmal und geschaffenes Gesicht,
die Mutter, die die Stufenfolge bricht,
sie trägt es stumm,
ein wirkliches Martyrium.*

*Dies Mehr und Nicht!
Wer trägt dies Werkzeug zum Gericht?
Wo ist dies Mehr,
wo ruht dies unfaßbare Viel und Schwer,
von dessen Last das Tier sein Dasein trägt
und ist darin ganz ziellos eingehegt,
wer hält die Gabe, die ihm wirbt,
und gibt, daß sie mit Kummer stirbt
und etwas Gutes mit verdirbt?
Wo ist die Mutter, die hier jammert nicht,
wo ist dies reine Angesicht?*

*O reiner Hauch, dein schwerer Tau
liegt über abendmüder Au,
hin rollt in Nacht so Herz und Welt,*

*-
solang die Zeit der Sonne hält,
die Stufe bricht, die Nacht wird groß,
unendlicher der dunkle Schoß,
wo ist die Flamme, der Altar,
wo brennt das Feuer Brennens bar?¹⁴*

Konrad Weiß beginnt in seinem Gedicht mit dem, was er liest: »... das Sein, in reinen Geist gekehrt«, wie es »sich hebt und schwebt«, bis sich endlich um die Seele ein »heiliger Bereich« klärend wie eine »Wehr« bildet. Doch gegenüber diesem »Gebot der Stufen von Natur zu Gott«, auf denen sich der Mensch aus dem Dasein zu seinem Schöpfer erheben möchte, setzt der Dichter, was er selbst sieht und »auf der Straße« schaut: Ein sonderbares Geschöpf, »für sich« stehend und »sonderbarlich eingedreht«, der »Leib wie eine Tonne faul«, »doch sinnlos arm«, aber: »so sieht es aus, und dies Geschöpf ist warm«, nicht kalt und tot wie ein »Begriff« oder dessen »Idee«. Sodann das andere Geschöpf: »mager« und »eng erwärmt«, »angezehrt«, »ein Leben sich um Leben wehrt«, weil es »kalt« ausgesetzt. Schließlich eine Mutter, sich sorgend und schaffend, »nichts

¹⁴ K. Weiß, Gedichte, 357.

kommt dem eignen Sein zu gut«, »ein blindes Werkzeug schier«, »gebraucht«...

In allem die eine Erfahrung: »Hier wird Geschöpf sein selbst Gewicht«, erdbeladener »Ratschluß von Anbeginn und Kreatur«, und »die Mutter, die die Stufenfolge bricht, sie trägt es stumm, ein wirkliches Martyrium«. Es bleibt »dies unfaßbare Viel und Schwer«, »die Stufe bricht, die Nacht wird groß«...

Was Konrad Weiß als die Grunderfahrung des Lebens beschreibt: die menschliche Existenz »erdbeladen« erfährt und beschreibt, nämlich um eine »Träne« verschieden von der »Idee« und dem »Begriff«, unterscheidet sich dennoch grundsätzlich von einer tragischen Weltsicht. Denn im irdischen Schmerz findet sich »zugleich das Glück der Zeitform«, »worin Geschichte ihren Platz hat«, weil diese geadelt ist von jenem Gott, der sich selbst als »erdbeladen« und »irdisch« geoffenbart hat.

II. Mangel Gottes in der Welt

Konrad Weiß bezeichnet es als eine »heidnische« Lebensform, wenn der Mensch aus eigenem Phantasieursprung sich selbst schaffen und sein Dasein einrichten möchte, statt sich zeitlich aus der Geschichte entgegenzunehmen, bleibt doch alles beladen mit dem existentiellen Gewicht der Geschichte. Doch diese Geschichtsform ist insofern keine tragische, als sie mit Gott selbst beladen ist.

1. Beladen mit Geschichte

Seit Gott selbst in die Geschichte eingetreten ist, bleibt alles im Leben des gläubigen Menschen beladen mit Geschichte, aber gnadenhaft, denn jeder Schritt darf getan werden in der Gewißheit, daß dieser längst schon von Gottes Erbarmen eingehalten ist.

*Die Zeit, die man für Gott vertut, um eine Form für eine Annäherung zu finden, statt die einfache Nähe / Flagellanten Gespräch / werfen ihm vor, daß er mit Gott tändle.*¹⁵

Es kann anfanghaft wohl sein, daß der Einzelne zunächst den Eindruck hat, es genüge, sich in die natürlichen Ordnungen von Zeit und Ort einzuordnen. Doch sobald er einmal dem Anruf Christi begegnet ist, erweisen sich alle rein logischen und allgemeinen Maßstäbe und Ordnungen als unzureichend, um dem göttlichen Ruf entsprechen zu können. So sieht er sich nun in eine Entscheidung gerufen, die er selbst zu verantworten hat; er kann sich hinter ihr nicht verstecken und ebenso wenig aus ihr heraushalten, vielmehr hat er eine Antwort zu geben, die mit ihm selbst und der Geschichtlichkeit seines existentiellen Daseins beladen sein wird.

¹⁵ K. Weiß, Notizen zu Willgis 1-85 (LXI,15).

2. Epimetheisches Dasein

Prometheisch lebt, wer versucht, sich selber als autonomes Maß und Sinnziel von Welt und Geschichte zu erfassen, hingegen lebt epimetheisch, wer in allem nachsinnt über das, was schon da war und ist und das ihm in allen Begrenztheiten und Endlichkeiten irdischen Daseins als Verpflichtung im eigenen Leben auferlegt ist:

*Epimetheus sieht nicht voraus und mißt nur am Geschehen die kommende Hoffnung.*¹⁶

Wer epimethisch lebt, versteht sein Dasein als »irdische Existenz«, nämlich unvollendet und »unheil«, fern von jedem »Vollbracht«:

*Unseres Daseins Zwang und Art
ist stets rätselhaft und hart.*¹⁷

Eine »epimetheische« Einstellung zum Leben ist auch dem Christen aufgetragen. Er führt ja kein engelgleiches Leben, stattdessen sieht er sich mit der Antwort seines Glaubens in die irdische Existenz der Nachfolge gerufen, in die geschichtliche Konkretion der Gegenwärtigkeit. Gläubiges Dasein bleibt eingegraben in die Schwere der Zeit und des Auftrags, mit all seinen Unwägbarkeiten:

*...der Sinn lebt von den Zufällen des Weges; und er darf nicht fruchtbarer oder eigensinniger sein wollen, als die uneinholbare Spanne der Geschichte es gestattet.*¹⁸

Wollte sich der Mensch ins rein Geistige verlieren, verlöre er die Materie, und würde er die »reine Natur«, das »Paradies«, erstreben, würde er dem geschichtlichen Auftrag ausweichen, der ihm aufgebürdet ist, denn:

*Alles ist nicht zeitlos, sondern zeitvoll...*¹⁹

Der Mensch ist nicht »reiner« Geist. Er lebt eingebunden in Volk, Familie, Land, Ort und Zeit. Überall und wann immer er nun die »zeitvolle« Erfahrung seiner Begrenztheit und Schwachheit annimmt und in der »Lücke« bzw. im »Mangel« irdischer Existenz sich der Unvollkommenheit und dem Leiden der Welt stellt, wird ihm in diesen Erfahrungen angezeigt, daß er sich selbst nicht genug ist. Niemals wird es ihm vergönnt sein, die eigene Geschichte und irdische Existenz

¹⁶ Ebd., 84.

¹⁷ K. Weiß, Gedichte, 389.

¹⁸ K. Weiß, Morgenspiegel. Bd. I-II. München 1950, hier I,10.

¹⁹ K. Weiß, Wanderer in den Zeiten. Süddeutsche Reisebilder, München 1958, 172.

»logisch« aufzuschlüsseln; das »mysterium iniquitatis« in allem bleibt unaufhebbar: Mit jeder irdischen Existenz ist immer auch Unheil verbunden, dieser Erfahrung vermag keiner zu entgehen. Würde der Mensch es dann aber mit sich selbst genug sein lassen, erhielte er nur das in sich gefangene Ich zur Speise - statt des »substanzhaften Brotes«, das Gott ihm in seinem menschengewordenen Sohn anbietet:

*Alles dreht sich also um das Geheimnis der Inkarnation, aus dem die geschichtlich-religiöse Wirksamkeit des Einzelnen kommen muß.*²⁰

In der Begegnung mit dem Menschensohn erkennt sich der Mensch mit all seiner Ohnmacht und Schuld gehalten und angenommen von Gott; ja, er erfährt seine Kreatürlichkeit als von Gott selbst bestimmt und gewollt, wie Daten des Heils in harter Fügung, erfüllt mit unendlichem Erbarmen.

3. Spanne der Barmherzigkeit

Indem Konrad Weiß derart unerbittlich und konsequent die harte Fügung irdischer Existenz beschreibt und ihr durch keinen vorschnellen Trost auszuweicht, wird das Grundanliegen seines Werkes überdeutlich: »Keine Mystik also, kein Sprung aus der unerlösten Natur in die Sphäre der Gnade; auch keine absurde Klage, sondern ein Zögern zwischen Erde und Gott, eine Lyrik der Grenze. Nicht eigentlich die Erlösung und das Heil bilden das Thema der Weiß'schen Lyrik, sondern eher das Erkennen und Erfahren der *Voraussetzungen* des Heils.«²¹

Aus seinen Erfahrungen ergibt sich für Konrad Weiß eine für ihn tiefere Sicht des Glaubenslebens, denn es besteht seiner Ansicht nach nicht so sehr in einem Programm eines »geistlichen Lebens«, etwa im Absolvieren von geistlichen Übungen und Pflichten oder im Erklimmen einer Vollkommenheitsleiter, vielleicht sogar aus dem Wunsch, dadurch die eigene Schwachheit und Mühsal zu überwinden in eine traute, weltenthobene Gottinnigkeit, vielmehr ist alles zurückgenommen in die Erfahrung, wie »stets rätselhaft und hart«²² menschliches Dasein ist, und dies sogar in der Begegnung mit dem Menschensohn. Wer sich ihm öffnet und auf seinen Ruf antworten möchte, bedarf eines neuen Maßes, das ihm nicht zuletzt gerade in der Menschwerdung des eingeborenen Sohnes erkennbar wird.

Nachdem Gott selbst Mensch geworden ist, kann sich dieser seiner Existenz und seines Auftrags nicht mehr äußerlich bedienen, indem er sein Leben handzuhaben sucht wie eine Fertigkeit, denn dies wäre eine »prometheische« und damit letztlich ungläubiger Umgang mit dem eigenen Leben. Vielmehr wird der Mensch im Glauben an den Menschensohn lernen müssen, sein Leben zu emp-

²⁰ V. Roßkopf, Interpretation von GLORIA aus »Das Herz des Wortes« von Konrad Weiß (LXXV,2).

²¹ L. Verbeeck, Konrad Weiß, 210.

²² K. Weiß, Gedichte, 389.

fangen, ohne ihm aus eigenem Wissen und Vermögen vorauszuweichen; so wird er sich Schritt für Schritt vorwärtsführen lassen, selbst wenn dieses Schreiten zuweilen nur einem Fallen und Straucheln gleicht. In dem angeführten Zitat heißt es hierzu weiterhin:

Es drängt sich mir bei der Betrachtung der angesammelten und unvollendeten Werke eine fast frevelhaft gegen die Unendlichkeit scheinende Lebensregel auf: Man darf nichts größer werden lassen als man selber in seiner Zeit gerade ist (solange es die Beziehung seiner Natur zur Geschichte betrifft), man darf die Einsicht nicht über die Kräfte und sich die Wahrheit Gottes in der Welt nicht über den Kopf wachsen lassen. Man darf nicht reifer sein im Geiste als in der Sünde seiner Natur.²³

Der Mensch sieht sich aufgefordert, sich aus der Gesamtgestalt seines kreatürlichen Wesens dem unerforschlichen und unbegreiflichen Gott zu nähern, nicht mehr aus irgendeinem Trieb, einmal fromm zu sein, sondern um sich mit seiner ganzen irdischen Existenz leibhaft dem Mysterium Gottes hinzugeben, der sich selbst entäußerte, um als Mensch die »harte Fügung« irdischer Existenz selbst zu leben. Seit der Menschwerdung ist jede eigenmächtige Geistestätigkeit bleibend in die einzig »vollkommene« Form zurückgenommen, nämlich die der Geschichte, wie sie sich im Mysterium des Menschensohnes abbildet. Der Gekreuzigte ist eben keine »vollkommene« Plastik, »seine Glieder sind gefurchte Symbole der religiösen Erfahrung, sind selber Ornamente des Leidens«²⁴.

III. Das Ziel der Menschwerdung

Die so leidvolle und enttäuschende Erfahrung der »Brechung« irdischen Daseins und der schweren »Last« von Versagen und Schuld kann zu einer Begegnung mit Gott werden: So lautet, wie wir sahen, die Grundbotschaft im Werk von Konrad Weiß. Weicht der Mensch der Stunde seiner Wahrheit über sich und seine irdische Existenz nicht aus, wird ihm die Erkenntnis zuteil werden, daß er seine eigene Erdverbundenheit und Endlichkeit annehmen und auf das Ideal einer, wenn auch noch so gut gemeinten, »Vollkommenheit« und Frömmigkeit verzichten darf; stattdessen ist eine ganz andere Lebensweise geboten: Mit der willigen Annahme seiner gebrochenen und schuldhaften Kreatürlichkeit sieht er sich selbst auf jenen Weg gestellt, den Gott selbst gegangen ist, und auf dem er seinem Geschöpf fortan begegnen will. Woran der Mensch selber scheiterte, wandelt sich für den Einzelnen nun zu einem neuen Auftrag, nämlich sich als »irdisch gewollt« anzunehmen, und zwar weil Gott selbst es für sich und für den Menschen so erwählt hat.

²³ K. Weiß, Tagebuch vom 6.V. bis 29. November 1915, hier 29.IX.1915 (III,32).

²⁴ K. Weiß, Gethsemane, 131.

Der Philosoph Josef Pieper²⁵ weist mit Nachdruck auf ein Wort seines Freundes Konrad Weiß hin, das vor allem dann überraschen mag, wenn man als das Ziel der Menschwerdung Gottes vornehmlich die Erlösung der sündigen und dem Tod verfallenen Menschheit ansieht. Denn bei Konrad Weiß heißt es, daß nicht die Menschheit das Ziel der Menschwerdung war:

Durch die Menschwerdung wurde das Vorbild zum Inbild, die Idee aus dem kosmischen Bild der Menschheit in das Wort der Einzelnatur gelegt. - Und der heute rastlos zunehmende Wille, einen Zustand zu schaffen, der bildhaft ein fertiges Wesen der Menschheit und einen dauernden Frieden in sich schließt, ist mit der schweren Paradoxie beladen, daß nicht die Menschheit das Ziel der Menschwerdung ist [...] Alles entsteht durch den Willen zu keiner Fertigkeit als zum bloßen Wege.²⁶

Im christlichen Glauben geht es nicht mehr um das Problem, wie der Mensch zu Gott aufsteigen kann, sondern vor allem um die staunende Erkenntnis und Annahme dessen, was Gott getan hat, um zum Menschen zu gelangen. Gott selbst wollte im Kommen des eingeborenen Sohnes sein eigenes Mysterium erschließen, um sich darin dem Menschen zu »erkennen« zu geben. Doch indem Gott selbst dem Menschen sein tiefstes Geheimnis eröffnet hat, erkennt dieser in ihm zugleich seine eigene Geheimnishaftigkeit; er erfaßt sie nicht mehr aus eigenem Tun und mühevолlem Suchen, sondern im Gehorsam gegenüber Gottes Offenbarung in seinem Sohn. In ihm eröffnet sich ihm eine neue Logik seines Daseins.

1. Die neue »Logik« Gottes

Seit der Menschwerdung des Gottessohnes steht alles Menschsein in Vergleich zu ihm, doch nicht im Sinn eines »usurpatorischen« Aktes in eigenmächtigem Streben nach einer Identifikation mit dem leidenden Menschensohn, sondern in der überraschenden Erkenntnis, wie die Ratlosigkeit des eigenen Wesens wie auch aller irdischen Existenz schon längst im Menschensohn eine ungeahnte Antwort erhalten hat. Der Mensch erkennt, daß er mit seinem Leben und Schicksal im erniedrigten und erhöhten Menschensohn seine letzte Wahrheit gefunden hat. Statt einer neuen Philosophie oder Weltdeutung besteht seine »Erklärung« bzw. Deutung der irdischen Existenz des Menschen darin, daß er selbst in die Passion der Geschichte eintritt; in ihr läßt er unüberholbar sichtbar werden, daß diese Welt um eine »Träne« verschieden ist von jeder Begrifflichkeit und abstrakten Idee. Gott nimmt dem Menschen alles Mühen ab, sich selbst und sein Leben aus eigener Idee oder angestregtem Arbeiten an sich selbst meistern zu müssen, denn das Resultat all dessen würde ihn selbst nicht überzeugen, da es im letzten unwirklich bliebe. Vielmehr ist ihm angeraten, in aller Un-

²⁵ J. Pieper, Hoffnung und Geschichte. Fünf Salzburger Vorlesungen, München 1967, 123.

²⁶ K. Weiß, Der Logos des Bildes, in: Wort und Wahrheit (1949) 293.

vollkommenheit seines Lebens den verborgenen Plan Gottes in der Geschichte und im eigenen Leben zu ergründen und in Übereinstimmung mit ihm das eigene Dasein anzunehmen und zu gestalten. Die Schwierigkeit bei dieser Entschlüsselung ergibt sich aus der Tatsache, daß sich die Ereignisse und Erfahrungen des Lebens, auf ihre tiefere Bedeutung befragt, in keiner metaphysischen Theorie oder schlüssigen Spekulation nach schultheologischer Manier vorschnell »auf den Begriff« (und sei es der einer Theodizeelehre) bringen lassen. Die einzig mögliche Antwort auf die Frage nach dem Sinn des irdischen Daseins liegt nach Konrad Weiß im Leben und Leiden des neuen Menschen, der die ganze Menschheit in seinem Dasein angenommen hat und mit ihr vom Vater verherrlicht wurde.

Die letzte Instanz menschlichen Lebens findet sich nach Konrad Weiß nicht im Denken des Menschen oder in einem Begriff von Gott, sondern im Sohn; er allein ist bis in das unzugängliche Licht Gottes vorgedrungen. Statt sich ihm auf rein logische Weise oder durch Nachdenken zu nähern, bedarf es ihm gegenüber der existentiellen Haltung des Glaubens.²⁷ Wäre Jesus ein »Exempel« allen christlichen Lebens und Handelns, könnte man, wie Martin Luther bemerkt, »auss Christo eynen Moysen«, also einen neuen Gesetzgeber machen²⁸, doch würde man damit seine Bedeutung höchstens auf die Rolle eines Heiligen reduzieren, der zwar mit seinem eigenen Lebensopfer vorbildlich gelebt und gewirkt hat, doch das Leben der Menschheit selbst letztlich doch nicht effektiv zu ändern vermag: »Effektiv wird das Leben der Menschheit nur dadurch verändert, daß sich das Verhältnis der Menschheit zu Gott ändert.«²⁹ Eine solche Änderung ist aber im menschlichen Leben wie auch in der Schöpfung und Geschichte wirklich eingetreten, nämlich durch die neue »Logik« der Kenosis, in der Gott sich selbst dem Menschen erschlossen hat; im eingeborenen Sohn des Vaters hat das irdische Sein des Menschen und sein Dasein in Geschichte seinen letzten Sinn erhalten, nämlich seinen göttlichen Sinn.

2. Gottes Erfahrung im Sohn

Konrad Weiß hat es im eigenen Leben notvoll erfahren, daß es dem Menschen nie möglich sein wird, seine Endlichkeit und Kreatürlichkeit in eigenem Vermögen anzunehmen, etwa indem er sich dazu entschließt. Der Mensch kann seine eigenen Begrenztheiten nicht aus sich selbst überspringen, so daß er letztlich unaufhaltsam und unwiderbringlich seinem Leben mit allen leidvollen Erfahrungen und Grenzsituationen ausgeliefert bleibt. Dies ändert sich aber in dem Augenblick, da er erkennen und bekennen muß, daß Gott selbst die Ermangelung aller Endlichkeit gewählt hat. Er ent-

²⁷ E. Peterson, Was ist Theologie?, in: G. Sauter (Hg.), Theologie als Wissenschaft. Aufsätze und Thesen, München 1971, 132-151 (Nachdruck von E. Peterson, Theologische Traktate. München 1951, 9-43).

²⁸ M. Luther, Kirchenpostille 1522, in: WA 10,1,10,20; vgl. auch K. Koch, Fenster sein für Gott. Unzeitgemäße Gedanken zum Dienst in der Kirche, Fribourg 2002, 29f.

²⁹ E. Jüngel, Das Opfer Christi als sacramentum et exemplum. Was bedeutet das Opfer Jesu Christi für den Beitrag der Kirchen zur Lebensbewältigung und Lebensgestaltung?, in: ders., Wertlose Wahrheit. Zur Identität und Relevanz des christlichen Glaubens. Theologische Erörterungen. Bd. III, München 1990, 261-282, hier 267.

äußerte sich selbst seiner göttlichen Macht und Gestalt und prägte der Erde die »Spur« seiner Liebe ein, und so wandelte er die Erde zum seligen Ort neuer Erkenntnis und Heilsgewißheit. Seither steht alles im Leben des Menschen unter dem Gesetz der »Komparation«, wie es Konrad Weiß bezeichnet: Das Geschöpf erkennt sich in Vergleich gesetzt zu seinem Schöpfer, in dem er sein eigenes, nämlich irdisches Maßbild schaut.

Daß Gott sich selbst »irdisch gewollt« hat, um so sein eigenes Geheimnis dem Menschen zu eröffnen, mit einer solchen Wahrheit wird kein Mensch je an ein Ende kommen. Deshalb heißt es in einem der Grundsätze theologischen Denkens, daß Gott, selbst nachdem er Mensch geworden ist, immer noch größer ist als alles, was von ihm erkannt und erfahren werden kann. Die Grundhaltung, die solchem (Nicht-)Erkennen Gottes entspricht, bezeichnen die östlichen Kirchenväter als »Apothetik«: Gott ist größer als alles, und keiner hat Gott je wirklich geschaut. Einzig der Menschensohn schlägt die Brücke zum gedanklich Unerreichbaren: »Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen«, und »niemand kommt zum Vater außer durch mich« (Joh 14,9.6). Doch selbst die höchste Theophanie, Gottes vollkommene Offenbarung in der Welt durch die Inkarnation des Wortes, behält ihren apothatischen Charakter, wie Pseudo-Dionysios betont: »Bei der Menschwerdung Christi trat der Überwesentliche aus der Verborgenheit in die Offenbarkeit unserer Welt. Doch bleibt er verborgen, auch nachdem er sich offenbart hat, und damit ich die Sache auf eine der göttlichen Wahrheit entsprechendere Weise ausspreche: selbst *in* der Offenbarung.«³⁰ Es heißt sogar: »Was immer über die heilige Menschheit Jesu Christi bejahend ausgesagt werden kann, hat den Sinn einer höchsten und äußersten Verneinung.«³¹

Für alles Erkennen Gottes gilt als Maxime die »Verneinung«, die Apothetik. Doch Gott selbst hat sich in Christus geoffenbart als die absolute »Bejahung« seiner endlichen Schöpfung und seines »gebrochenen« Geschöpfes; ihm schenkt er ein »Ja ohne Nein«. Der Menschensohn, »das Bild des unsichtbaren Gottes« (Kol 1,15), nahm keine ungewöhnliche oder den Engeln gleichende Gestalt an, sondern die menschliche, und zwar so, wie sie ist. Die Gestalt des Menschen ist ihm nicht etwas Fremdes, hat doch Gott den Menschen, wie die Heilige Schrift und die Väter betonen, immer schon auf den urbildlichen Christus hin geschaffen. Der Menschensohn nahm also bei seiner Inkarnation die ihm am meisten entsprechende Form an: die Gestalt und das Antlitz des Menschen, die ein Spiegel Gottes selbst sind (VII. Ökumenisches Konzil). So steht Gott vor seinem eigenen Bild, als er sich vermenschlichte, um sein Geschöpf zu sich hochzuziehen.³² Der Menschensohn, so dürfen wir sagen, vereinigt in sich »das Gepräge des Vaters« und »den wahren Menschen«, das Bild Gottes und das Bild des Menschen, so daß beides gleichermaßen gilt: »Der Mensch gleicht Gott«³³, aber auch: »Gott gleicht dem Menschen«.

³⁰ Pseudo-Dionysios, Epist. III (PG 3,1069B).

³¹ Pseudo-Dionysios, Epist. IV (PG 3,1072B).

³² Gregor von Nyssa beschreibt, wie Satan sich dagegen wehrt, daß der Mensch nach Gottes Bild geschaffen worden ist. In der islamischen Literatur weist er sogar den Befehl Gottes zurück, sich vor Adam zu verneigen. Vgl. S. L. Massignon, *La Passion d'Al Hallaj*. Paris 1921.

³³ Klemens von Alexandrien, *Stromatum* VI,9 (PG 9,293B).

Die Norm des neuen Lebens in Gott, das Christus eröffnet hat, ist er selbst: *Der Menschensohn* stellt den Grundtyp allen Lebens dar,³⁴ und zwar in einem objektiven wie subjektiven Sinn. Gehört es zu einem Propheten oder Religionsgründer, daß er eine besondere Erfahrung des Göttlichen macht und sie anschließend in Worte faßt, so unterscheidet sich davon Christus dadurch, daß er gewissermaßen nichts zu sagen hat; er selbst ist, was er zu sagen hat: »Wer mich sieht, sieht den Vater« (Joh 14,9). Jesus Christus ist *die* Erfahrung des Vaters. Diese genuin christliche Erfahrung relativiert alle weiteren Erfahrungen, die nicht Christus zum Objekt und zum Subjekt haben. Der Christ will darum selbst nichts erfahren, er sucht vielmehr Anteil zu erhalten an der Erfahrung Christi, der die Erfahrung Gottes ist.

Die Teilnahme an der Erfahrung Christi gibt Anteil an der Wirklichkeit Christi: Auf dem Weg der Nachfolge wird der Glaubende selbst diese Erfahrung.³⁵ Von hier aus erklärt es sich, daß der Christ auf seine eigene Erfahrung keinen sonderlichen Wert legt; er braucht selbst nichts zu erfahren, ist er doch hineingenommen in eine Erfahrung, die alle innerweltlichen Grenzen übersteigt. Gegenüber allen Erfahrungen, die sich ihm anbieten, ist unvergleichlich mehr all das, was ihm geschenkt ist, nämlich dem nachzufolgen und immer ähnlicher zu werden, der die Erfahrung des Vaters ist. Paulus schreibt im Galaterbrief: »Ich bin mit Christus gekreuzigt worden; nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir« (Gal 2,19f.). In der Erfahrung Gottes ist der Glaubende sich selbst für immer enteignet.

Keiner gelangt durch eigenes Mühen in dieses neue Leben, es kann ihm - und zwar in der Taufe - nur von Gott selbst in seinem Sohn geschenkt werden. Dieses zentrale Theologumenon, das Konrad Weiß zur Grundaussage seiner Gedichte und Schriften macht, findet sich ebenso bei Simone Weil, wenn auch mit einem nicht zu überhörenden Unterton: »Es gibt Menschen, die ihre Seele zu erheben versuchen, wie etwa ein Mensch unablässig mit geschlossenen Füßen springen könnte in der Hoffnung, weil er alle Tage ein wenig höher springt, werde er eines Tages nicht mehr auf die Füße zurückfallen, sondern bis in den Himmel aufsteigen. Während er damit beschäftigt ist, findet er keine Gelegenheit, den Himmel zu betrachten. Wir können auch nicht einen einzigen Schritt gegen den Himmel hinauf tun. Die senkrechte Richtung ist uns versagt. Aber wenn wir lange Zeit den Himmel betrachten, steigt Gott hernieder und hebt uns empor. [...] Im Evangelium ist an keiner Stelle von einer Suche die Rede, die der Mensch unternimmt. [...] Die Rolle der künftigen Braut besteht darin, zu warten. [...] Die Anstrengung, durch welche die Seele sich rettet, gleicht der Anstrengung des Schauens, des Lauschens, der Anstrengung, mit welcher eine Braut ihr Jawort ausspricht. Es ist ein Akt der Aufmerksamkeit und der Zustimmung.«³⁶

Die Christusförmigkeit menschlichen Daseins übersteigt jede Christusfrömmigkeit, sie wurzelt in der lebendigen Beziehung des Einzelnen zum Menschensohn als dem In-Bild des eigenen Lebens. In Christus zu einer »neuen Schöpfung« geworden (2 Kor 5,17; vgl. Gal 6,15), sieht der Mensch sich

³⁴ Vgl. R. Brague, Was heißt christliche Erfahrung?, in: IKaZ 5 (1976) 481-496, hier 493f.

³⁵ Vgl. Thomas von Aquin, In Phil. 2,5f. lect. 2; siehe auch J. Mouroux, L'expérience chrétienne. Paris 1952, 284.

³⁶ S. Weil, Das Unglück und die Gottesliebe. Mit einem Vorwort von T. S. Eliot, München 1953, 208.

und sein Leben bis in die tiefsten Fasern seiner Existenz wesentlich von der Wirklichkeit des neuen Lebens in Jesus Christus bestimmt und geprägt. Denn durch Glaube und Taufe erhält er schon jetzt Anteil am göttlichen Leben und an allem, was der Schöpfung verheißen ist, so daß ihm zur seligen Erkenntnis wird: In der Freundschaft mit Christus vermag er über den Schuld Kern seiner irdischen Existenz hinauszuwachsen, weil er in Gott angenommen und heil geworden ist.

IV. Das Mysterium in den Mysterien

Es wäre somit ein Mißverständnis der Evangelien, würde man sich in der Ausdeutung der Botschaft Jesu nur auf seine Worte und Taten beschränken und darüber die Heilsbedeutung seines Lebens und der Person des irdischen Jesus aus dem Auge verlieren. Jesu Worte sind gewiß von einmaliger und unersetzlicher Bedeutung, doch hat er selbst »Fleisch« angenommen, um sie mit Leben zu füllen. Gerade in und mit seinem irdischen Dasein zeigen seine Worte erst ihre wahre und einmalige Größe und Würde. Denn sein irdisches Leben ist zum bevorzugten Ort der Darlegung des göttlichen Mysteriums geworden. Was immer der Menschensohn gewirkt hat, sind wahrhaft *menschliche* Taten, jedoch einer *göttlichen* Person: Den Sinn des Lebens Christi erfassen heißt also eindringen in die göttliche Wirklichkeit. In den Mysterien seines irdischen Daseins offenbart der Menschensohn jedoch nicht nur das Geheimnis Gottes, sondern ebenso den tieferen Sinn der menschlichen Existenz.

1. Der neue und wahre Mensch

Romano Guardini³⁷ vergleicht das Bild Jesu, wie es sich aus dem Zeugnis des Neuen Testaments ergibt, mit anderen Gestalten der frühen Geistesgeschichte, um die Einzigartigkeit seiner Person Jesu aufleuchten zu lassen. *Sokrates* lebte ein langes Leben philosophischen Suchens und geistigen Formens. Er weiß sich dazu von Apollon, dem Gott des Lichtes und des Geistes, gesandt. Diese Sendung hat Erfolg, so daß sich ein großer Kreis von Schülern um ihn bildet, darunter auch Platon. Schließlich geht Sokrates freiwillig, d. h. in Treue zu seinem eigenen Gewissen, in den Tod, der sein Wesen und Werk zu letzter Klarheit bringt.

Das Leben des Sokrates vollzieht sich nach dem Gesetz des eigenen Wesens. Ganz anders verhält es sich bei *Epiktet* und dem Stoiker: Alles, was er empfindet und ihm widerfährt, sieht er als ihm nicht wesenseigen an, so daß es ihn unberührt zu lassen hat. Indem er sich in den Kern seines Wesens zurückzieht, vermag er das Schicksal zu überwinden oder wenigstens zu ertragen, eben indem er sich sagt, daß es ihn zutiefst nichts angehe. Was immer dem Stoiker passiert, bleibt ihm letztlich fremd, er ist es nicht, was ihm widerfährt, so daß er sich auf den innersten Kern seines Wesens zurückzieht.

³⁷ R. Guardini, Die menschliche Wirklichkeit des Herrn. Beiträge zu einer Psychologie des Herrn, Würzburg ²1965, 37ff.

Nochmals anders *Vergil* im Bild des Aeneas: Seine Persönlichkeit ist leidensfähig und von unbeugsamer Kraft im Ausharren und Vollbringen. Er weiß um den göttlichen Auftrag; so versteht er es auch, sein »Schicksal« im eigentlichen Sinne des Wortes als göttlichen Befehl zu verstehen und durchzutragen; und darin erweist er sich als »fromm«.

Buddha hingegen ist unpersönlich, weder schöpferisch noch kühn noch geschichtlich unerbittlich handelnd. Seine Lebensgestalt will die der Entlarvung sein, denn Leid, Schuld und Schein sind dazu da, aufgehoben und überwunden zu werden. Er genießt das Leben, erkennt jedoch die Sinnlosigkeit von allem, da alles Dasein nur ein Schein ist.

Ganz anders als bei diesen Gestalten aus der Geistesgeschichte verhält es sich nun mit *Jesus Christus*. In ihm tritt Gott selbst in diese Welt, so daß sich das Verhältnis des Menschen zu ihm in jeder Hinsicht unterscheidet von der Begegnung mit irgendeinem Weisen oder religiösen Lehrer sonst. Das Bemühen des Sokrates richtete sich darauf, seine Schüler das Philosophieren zu lehren, doch letztlich ist nicht er - Sokrates - wichtig, sondern allein die Wahrheit, die sich selbst offenbart. Buddha, der »Erleuchtete« und »Erwachte«, hatte das Gesetz des Daseins erkannt, das sonst allen Wesen verborgen ist, und ohne ihn würde niemand zur Erkenntnis dieses Gesetzes und des Erlösungsweges gelangen; aber eigentlich könnte jeder den gleichen Weg gehen, wenn er sich zur vollkommenen Reinheit durchringen würde, denn Buddha sagt nur, was grundsätzlich jeder sagen könnte. Moses war Knecht und Freund Gottes, Hüter und Ausleger des Gesetzes, doch seine Person hat in der Botschaft, die er verkünden muß, nichts zu suchen; er hat vielmehr einzig zu sagen, was Jahwe zu ihm spricht. Dasselbe gilt für die Propheten: Als in das Handeln Gottes Eingeweihte stehen sie an entscheidenden Stellen der Heilsgeschichte, obwohl sie wissen, daß sie nur Gesandete sind. Auch die Apostel waren von dem Bewußtsein erfüllt, daß ihre Verkündigung heilsentscheidendes Gewicht besitzt; doch sie haben etwas verkündet, was letztlich ihr eigenes Sein und Vermögen übersteigt.

Bei Jesus verhält es sich anders. Er ist keine mythologische Gestalt und auch kein Weisheitslehrer, alles in ihm scheint sogar notwendig von den Zügen seiner Zeit, der konkreten Menschheit und Geschichte geprägt und bestimmt zu sein. Dennoch unterscheidet sich sein geschichtliches Dasein in der Welt grundlegend von dem der Menschen: Er spricht eine Sprache, die nur Gott führen kann und darf, und in seinem Wirken beansprucht er, was nur Gott gebührt. Die Neuheit und Einzigartigkeit, die Christus in seinem ganzen Dasein behält, bestimmt schließlich ebenso jene, die an ihn glauben; ob sie religiös oder fromm, philosophisch begabt oder von sittlicher Vollkommenheit sind, all das macht den Inhalt und die Essenz ihres Glaubens nicht mehr aus, denn von Jesus sehen sie sich für immer aus allen überkommenen Religionsformen und überlieferten Mythen wie auch aus allen bisherigen Formen menschlicher Frömmigkeit und Gottlosigkeit befreit. Zwar war Jesus, wie er uns in den Evangelien vorgestellt wird, als später Nachfahre eines gesunkenen Königsgeschlechts zutiefst hineingenommen in die Geschichte und Frömmigkeit seines Volkes; auch entzog er sich dem Leid und den Niederungen menschlichen Daseins durch keine stoische Haltung; ebensowenig entfloh er der feindlichen Welt, indem er sie als ihm fremd von sich wies: Vielmehr nimmt er die Wirklichkeit des Lebens an, wie sie ist, dennoch erhält sie vor ihm eine neue Sprache und ein

neues Gesicht, weil er sie mit sich und seinem Vater erfüllt sieht.

Erstmals geschieht es in seiner Gegenwart, daß sich in einem einzigen Menschen alle Strahlen des Wirklichen und Menschlichen zu bündeln und alle Wirklichkeitsbereiche zusammenzuschließen vermögen. Jesus bleibt an jeder Stelle seines Wesens immer schon heil und mächtig seiner selbst; seine eigentliche Bedeutung liegt nicht in dem, was er sagt oder tut bzw. was ihm widerfährt, sondern was er ist: Nicht wie und was er über Gott sagt, sondern wie es durch ihn gegenwärtig wird, das entscheidet über seine eigene Person und ihren eigenen Anspruch. Ebenso ist er nicht mehr dort, wo Frömmigkeit ist, vielmehr richtet sich alle Frömmigkeit auf ihn, denn alles, was er ist, ruht einzig in dem, was er vom Vater her ist. Damit hat sich erstmals alles im menschlichen Leben gewandelt.

2. Das neue und wahre Leben

Obwohl selbst der geliebte Sohn seines himmlischen Vaters, ist er doch in allem wahrhaft ein Mensch in der ganzen Realistik irdischer Existenz, ohne darin irgendwelche Ausnahmen für sich zu machen, welche sonst Halbgötter und Heroen herausheben: »etwa physische Unverwundbarkeit oder Unabhängigkeit von menschlichen Bedürfnissen; außerordentliche körperliche Auszeichnung oder soziale Position; eine Persönlichkeitsausstrahlung, die machte, daß alle Ihn verfielen; ein Verstummen des Bösen und Feindlichen um Ihn her. Eine einzige Ausnahme ist da, nämlich jene, die Er selbst ausspricht, wenn Er fragt: 'Wer unter euch überführt mich einer Sünde?' (Joh 8,46) [...] Er ist Mensch gewordene Heiligkeit. Diese Heiligkeit bedeutet aber nichts, was interessant wäre; nichts Ästhetisches; nichts, was Begeisterung weckte und die Menschen hinrisse.«³⁸ Diesen Standpunkt der Heiligkeit, welcher der Seine ist, vermag sogar auch der anzunehmen, der zu Christus tritt und an ihn glaubt, denn durch ihn sieht er sich befähigt, ein neues Leben führen zu können.

Die Heiligkeit des Menschensohnes kommt aus keiner erworbenen Vollkommenheit, sie gründet allein darin, daß er selbst Gottes Wort, der Logos, ist. Dieses Wort, welches Gott spricht und mit dem er alles ins Dasein gerufen hat, ist nicht etwas von ihm Getrenntes oder rein sachlich Mitgeteiltes, sondern sein Sohn; in ihm hat der Vater sich ganz ausgesprochen, und ohne ihn bliebe Gott verborgen. Doch die ewige Wahrheit des Vaters wurde Fleisch, in der Welt und ihrer Geschichte offenkundig in einem irdischen Menschen. Er redet nicht nur von der Wahrheit, er ist selbst die Wahrheit. Durch sein ganzes Dasein offenbart er der Welt seinen Vater; und wer ihn erkennt, erkennt in ihm den Sinn seines Lebens, so daß er selbst nicht mehr bleiben kann, der er bisher war. Erkennt ein Mensch in seinem Leben einen neuen historischen oder wissenschaftlichen Zusammenhang, kann er vielleicht bleiben, was und wie er war; wer aber in seinem Leben dem Menschensohn begegnet und ihn erkennt, erfährt sich selbst »erkannt«, weil gerichtet, so daß er

³⁸ R. Guardini, Die Existenz des Christen. Paderborn ²1977, 292f.

»umkehren« muß, um wahrhaft »Mensch« zu werden wie jener, der ihm »in der Fülle der Zeit« das wahre Menschsein irdisch vorgelebt hat. In den irdischen Mysterien seines Lebens wird jener exemplarische Mensch sichtbar, im Vergleich zu dem sich der Mensch selbst als das immer noch ausstehende Wesen auf Zukunft hin erkennt.

Aufgrund ihrer kosmischen und universalen Bedeutung wird die Menschwerdung zum Prägestock der weiteren Geschichte; in ihr gipfelt der geschichtliche Werdegang, der künftig »nach Christi Geburt« verläuft. In der Inkarnation wurde ein für allemal offenkundig, daß die Geschichte kein Ablauf von einzelnen, rein äußerlich verbundenen Fakten und Ereignissen ist, sondern daß in ihr ein verborgener Sinn ruht, der sich in einzelnen Heilstaten Gottes (Abraham, Exodus, Rettung, Menschwerdung und Erlösung) zunehmend enthüllt und endgültig offenbar wurde in dem Augenblick, da der Mensch in der Begegnung mit dem eingeborenen Logos Gott selbst als den verborgenen Sinn seines Lebens und aller Geschichte wahrnimmt. Deshalb wird künftig jede Einsicht im Glauben immer auch zu einer tieferen Erkenntnis der Geschichte führen. Diesen mit der Inkarnation aufs engste verbundenen Sinn der Geschichte und des menschlichen Lebens wird nur jener erfassen, der in den Mysterien des Lebens Jesu das Mysterium Gottes als die Fülle aller Zeit erkennt.